

# Buchbesprechungen

## Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Wildberg

JOACHIM MANTEL: Wildberg. Eine Studie zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Stadt von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Stuttgart: W. Kohlhammer 1974. 166 S. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Band 80).

Die hier vorgelegte Studie hat wenig Vergleichbares in der landesgeschichtlichen Literatur. Zwar besitzt nicht jede Stadt eine so reiche Überlieferung; doch hat der Verfasser auch keine Mühe gescheut, um seine von bürokratischen Willkürlichkeiten durchsetzten Quellen zum Sprechen zu bringen. Die gewonnenen Ergebnisse verdienen Beachtung: Wildberg, noch im 16. Jahrhundert eine württembergische Landstadt durchschnittlichen Wohlstandes, konnte die kriegsbedingten Bevölkerungs- und Vermögensverluste des 17. Jahrhunderts nicht mehr ausgleichen. Ungünstige Boden- und Markungsverhältnisse brachten ein übersetztes Kleinhandwerk hervor, das die stetig wachsenden Landes- und Gemeindebedürfnisse nur aus der Vermögenssubstanz bezahlen konnte. Diesen Prozeß belegt der Verfasser mit eindrucklichem, fast zu breit ausgebreitetem Zahlenmaterial. Andererseits wurde zur Erschließung dieser Fülle etwas wenig die wirtschafts- und sozialhistorischen Forschungsergebnisse der letzten fünfzehn Jahre herangezogen (z. B. die Arbeiten von ABEL, BOG und LÜTGE). Ihre Verwertung hätte es ermöglicht, die Phänomene noch eindringlicher zu erklären und einem aktuelleren Forschungsstand gemäß zu erläutern, als ihn BECHTEL und HAUSHERR heute noch bieten können.

Rainer Jooß

## Wimpfen – Verfassungsgeschichte einer Stadt

SCHROEDER, KLAUS-PETER: Wimpfen. Verfassungsgeschichte einer Stadt und ihres Verhältnisses zum Reich von den Anfängen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Stuttgart: Kohlhammer 1973. 102 S. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Band 78.)

Die hier anzuzeigende Dissertation aus der Heidelberger Schule von Professor Dr. ADOLF LAUFS bereichert die schon umfangreiche Literatur über die mittelalterliche Geschichte der Reichsstadt Wimpfen durch neue Fakten und Quelleninterpretationen zur Stadt-, Landes- und Reichsgeschichte. Nach der Darstellung der Entwicklung Wimpfens bis zur Stadtgründung durch die Hohenstaufen untersucht der Autor die Verfassung der Stadt und ihr Verhältnis zum Reich im 13. Jahrhundert sowie die Fortentwicklung der städtischen Verfassung im 14. und 15. Jahrhundert. Es besteht dabei nicht die Absicht, die Ergebnisse der ersten gründlichen Untersuchung der

Verfassungsgeschichte Wimpfens im Rahmen der 1966 erschienenen Arbeit HORST RABES über den Rat der niederschwäbischen Reichsstädte zu überprüfen; vielmehr wird der Versuch unternommen, die Entwicklung einer Stadt von ihrer ersten Nennung in einer urkundlichen Quelle bis zu der Ausprägung derjenigen Elemente hin zu verfolgen, die es dem Rechtshistoriker erlauben, sie als «Reichsstadt» im Sinne eines bestimmten verfassungsrechtlichen Terminus zu qualifizieren, und verbunden damit die Aktivitäten darzulegen, welche von außen auf sie einwirkten, aber auch nach außen von ihr ausstrahlten. Im Zentrum der Untersuchung stehen die Institutionen des Schultheißenamtes, der Reichsvogtei, der Reichslandvogtei Wimpfen und des kaiserlichen Landgerichts zu Wimpfen. Die zeitliche Begrenzung auf das ausgehende Mittelalter erklärt sich durch die Zäsur des Jahres 1552, in welchem die von Kaiser KARL V. vorgenommene Verfassungsänderung zu einer grundlegenden Neuorganisation von Verwaltung und Gerichtswesen in Wimpfen führte. Die höchst lesenswerte Arbeit ist wegen zahlreicher personengeschichtlicher Details nicht nur für den verfassungsrechtlich interessierten Leser von besonderem Interesse.

Karl Konrad Finke

## Maße in Faurndau

RAINER HUSSENDÖRFER: Die ehemalige Chorherrenstiftskirche in Faurndau. Ein Beitrag zur schwäbischen Spätromanik. Göppingen 1975. Textband: 528 Seiten, Tafelband: 35 Tafeln und 374 Abbildungen. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Band 10.)

Diese verdienstvolle, überaus gewissenhafte Dissertation (1974 an der Fakultät für Bauwesen der Technischen Universität Braunschweig; Berichterstatter: Prof. Dr.-Ing. KONRAD HECHT und Prof. Dr. MARTIN GOSEBRUCH) über die bislang nur ungenügend erforschte Baugeschichte der Stiftskirche in Faurndau soll einer breiteren Leserschicht (welcher?) vorgelegt werden. Um es vorweg zu sagen: Nicht jeder Leser wird in der Lage sein, sich durch die Menge des Gebotenen durchzuarbeiten, eben aus Mangel an Sachkenntnis.

Anhand von minutiös korrekten eigenen Aufmaßplänen erläutert der Verfasser zunächst auf 145 Seiten den Baubestand. Es folgt eine Abhandlung von 54 Seiten über Maß und Zahl der romanischen Kirche in scharfsinniger Beobachtung und unter geradezu penibler Ermittlung der Maßeinheit, und zwar betont primär aus einer aufgefundenen seltenen «Reißbodenfigur» für ein Baudetail – eben im Rahmen einer Dissertation, für den Normalleser doch etwas zu ermüdend –, wobei an Erkenntnissen über die wirklichen «Grundlagen des Entwurfs» nicht allzuviel herauskommt, um so mehr jedoch aus den übersichtlichen Rekonstruktionsvarianten und für die Folge der Bauabschnitte aus den Funden der Steinmetzzeichen der ursprünglich zweitürmig geplanten, dann eintürmig

(SW) begonnenen und schließlich mit einem überdimensionalen gotischen Westturm vollendeten Stiftskirche, dessen Höhe sich wohl nur aus dem wirtschaftlichen Aufschwung gegen Mitte des 15. Jahrhunderts erklären läßt. Er übertrifft leider (darüber gibt es verschiedene Ansichten) die Gesamtlänge der Basilika um gute 10 m.

Die für eine relativ so kleine Kirche zahlreichen Planänderungen werfen nicht nur ein bezeichnendes Licht auf die Bauherren nach 1200, weil daran eine deutliche Uneinigkeit auf der Faurndauer Baustelle ablesbar ist, sie stellen auch den Baumeistern nicht ausschließlich ein gutes Zeugnis aus (kümmerliche Strebepfeiler, S. 268). Diese Planänderungen werden mit Akribie erörtert.

Die Rekonstruktionen – besser Korrekturen der *additiven Gestaltungsweise* (S. 271) sind leider nur allzu ideal und schön, um unter den gegebenen mittelalterlichen Planungsabläufen jemals wahr sein zu können. So paßt denn der Verfasser auch wiederholt vor der Frage nach einem klaren Konzept des Entwurfssystems. Er bestätigt lediglich den Baumeistern (!) maßgerechte Ausführung (S. 164), weicht jeder Erörterung mittelalterlicher Entwurfstechnik, die so gut wie ausschließlich nur auf der Baustelle stattfinden mußte, geschickt aus (S. 166). Denn mit Maßen allein läßt sich nicht entwerfen (S. 182). Dazu gehört mehr. Das aber konnte einleuchtenderweise im Mittelalter nur mit Hilfe der mit dem Bauen eng verbundenen Zahlensymbolik und des Duo-Dezimalsystems ganzer Zahlen gemäß der Bibel (Salomonischer Tempel) und nach den Schriften des hl. AUGUSTINUS und des BOETHIUS geschehen, ferner einigen ähnlichen der sieben freien Künste.

Schließlich zieht der Verfasser die Skulptur, die reiche Bauornamentik, Kapitelle und Gewölbe durch weitausholenden Vergleich mit Bauwerken aus dem schwäbischen, fränkischen, sächsischen und burgundischen Raum zur definitiven Bestimmung der Entstehungszeit für 1200 heran. Auch hier wird die «additive Gestaltung» herausgestellt. Also nichts ist's mit «rein schwäbischem Gewächs»!

Zum Schluß folgen noch 68 Seiten Anmerkungen – eben weil es eine Dissertation ist.

Einige sekundäre Fragen bleiben offen:

- a) Wo wohnten die Chorherren?
- b) Warum wird zu den ausgezeichneten Plänen nicht ein Gesamtquerschnitt durch das basilikale Langhaus geliefert?
- c) Warum ist das Gesamtlängenmaß des basilikalischen Hauptbaukörpers nicht dem Grundrißmaßschema zu entnehmen und findet sich nur an versteckter Stelle einer Ansicht?

Die ausführlich behandelten Maße fordern abschließend zu einer Entgegnung auf diesem Gebiet heraus.

Der Verfasser verliert sich in der minutiösen Beschreibung immer wieder zu leicht in Details und verliert daher nach Ansicht des Rezensenten gerade jene Übersicht, die für jeden guten Baumeister das Wichtigste sein muß, auch heute wie damals. Mit scharfsinniger Beobachtung, die lobenswert ist, im Gegensatz zu den erwähnten Untersuchungen KOTTMANNs, die infolge massiver Plan-

ungenauigkeiten an Präzision leiden müssen und so eine bestimmte Forschungsrichtung in Mißkredit bringen, in gespreizter Methode die zu ergründende Maßeinheit *primär* aus Detailformen abgeleitet. Das führt leichter zu Fehlerquellen als eine Ermittlung aus Großmaßen. Gewiß, Großmaße lassen sich nur unter Berücksichtigung aller im Mittelalter tonangebenden Anschauungen einigermaßen richtig erkennen. Dazu bedarf es eines besonderen Studiums außerhalb der Architektur, was jedoch nicht gleichzusetzen ist mit fruchtlosem Suchen niemals vorhanden gewesener Schriftquellen. Das auszuführen ist hier jedoch nicht der Platz. So erhält der Verfasser unter Hunderten von Maßen nur wenige (2, 3, 6, 7, 9, 11, 14, 18, 20, 25, 26, 29, 40, 58 und nur ein einziges Mal 12) in ganzen Füßen, jedoch eine Unzahl mit Brüchen, d. h. in Zoll, und dieser selbst noch manchmal unterteilt, was doch wohl auf irrationale Zahlen hinweist. Warum aber außer 58 kein weiteres Großmaß?

Er hätte doch auch merken müssen, daß 116'3" das Doppelte ist von 58 und daß demnach der basilikale Hauptbaukörper einschließlich Sanktuarium ein Seitenverhältnis von 1:2 aufweist, was ja schließlich für eine Vermessung der Baustelle von größerer Bedeutung ist als jedes andere Detail. Oder wollte er es gar nicht bemerken? Und wollte er auch vielleicht nicht wahrhaben, daß mit der im mittelalterlichen Bauen so hochwertigen Ganzzahl 60 die Breite der Basilika nach mittelalterlicher Denkweise einleuchtender bestimmt ist als mit 58 und die Länge mit 120 wahrscheinlicher angesetzt wird als mit 116'3" und daß 60 viermal geteilt die Breite der Seitenschiffe mit 15 festlegt und der ganze Grundriß sich in ein Rasterrechteck aus 4x8 Quadrate von 15/15 Fuß einfügt, wobei die Maßeinheit dann 28,0 cm wird? Warum hat er geradezu panische Angst vor irrationalen Zahlen, das heißt vor Geometrie? Sieht er nicht oder will er nicht sehen, daß die Säulenstellung der Arkaden sowohl im Grundriß wie im Aufriß die Oberkante des Kaffgesimses durch die Höhe des gleichseitigen Dreiecks mit einer Differenz von nur 5 cm definiert ist? Das ist doch auch in Kleinkomburg und in Brenz der Fall. Sieht er nicht, daß der Grundriß des basilikalischen Hauptbaukörpers (also zwischen beiden Giebeln) ein ziemlich genaues Verhältnis des «Goldenen Schnittes» aufweist? Auch wenn der Goldene Schnitt als baumaßliche Handhabung niemals sonderlich weit führen mag – was hier nicht erörtert werden soll –, aber doch immer wieder vorkommt (es sei nur an die merkwürdige an sich sinnlose Halbsäule im südlichen Obergaden von St. Martin in Sindelfingen erinnert) und zum weiterführenden Überdenken mittelalterlicher Gepflogenheiten ein Grund sein sollte.

Schließlich noch ein Hinweis zur hochinteressanten «Reißbodenfigur» (S. 64, 86, T 19, Abb. 104). Jede der beiden Katheten hat eine Länge von 2 Fuß, das sind 24 Zoll, die Diagonale eine Länge von 34 Zoll = 79,4 cm. Wir können dieses gleichschenklige Dreieck als ein Pseudo-Pythagoreisches Dreieck bezeichnen. Mit einer nur geringfügigen Ungenauigkeit diente es schon immer zur vereinfachten Erzielung eines für Bauzwecke hinreichend genauen rechten Winkels. Der unsaubere Schnitt-

punkt E stellt eine Korrektur dar. Beide Katheten sind als gleichlang mit 51,1 cm = 24 Fuß abzulesen. Diese Auslegung hätte der Fußfindung dienlicher sein können als das umständliche Verfahren mit den Säulendurchmessern. Die Maßeinheit von 28,05 cm findet abschließend (!) auch in diesen Kleinmaßen ihre Bestätigung. Anhand flüchtiger Prüfung einiger Hauptmaße wurde vorweg eine Maßeinheit von im Schnitt 28,16 cm ermittelt.

Hier die Maße:

Maß in cm	Fuß	Fußgröße in cm beim Rezensenten	Fuß beim Verfasser (= 28,95 cm)
1678	60	27,966	58'
3363	120	28,025	116' 3"
651	24	27,125	22' 6"
86,5*	3 . . *	28,8 . . . ?*	3*
332	12	27,66 . . . ?	11' 6"
407	14½	28,068	14'
752	27	27,851	26'
322	11½	28,000	11' ½"
824	24	27,466	28' 6"
423	15	28,200	14' 6"
<hr/>			
8838,5	: 311	279,161	

$$\frac{8838,5}{311} = 28,41 \quad ; \quad \frac{279,161}{10} = 27,9161$$

28,16 cm

\* dürfte irrational sein

Wer sich der Mühe unterzieht – eine solche ist es – die Beweisführung über die Maße kritisch durchzuackern, wird einen baugeschichtlichen Gewinn haben. Ein bequemer Schleckhafen ist es nicht.

Erwin Rohrberg

## Die Griseldis-Übersetzung des Heinrich Steinhöwel

URSULA HESS: HEINRICH STEINHÖWELS «Griseldis». Studien zur Text- und Überlieferungsgeschichte einer frühhumanistischen Prosanovelle. München: Verlag C. H. Beck 1975. 269 Seiten. DM 66,-. (Münchner Texte und Untersuchungen. Band 43.)

Wer HEINRICH STEINHÖWEL war, das steht nicht in diesem Buch. Es setzt demnach Einiges vom Leser voraus. STEINHÖWEL, geboren in Weil der Stadt, war Stadtarzt zu Ulm, besser bekannt jedoch im 15. Jahrhundert als Übersetzer zahlreicher Texte, die man pauschal dem Humanismus und der damit verbundenen Wiedererweckung der antiken Kultur zuzählen kann. URSULA HESS greift eine derartige Übersetzung, die von PETRARCAS *Griseldis*, heraus und untersucht sie nach der Überlieferung und ihren Trägern. «Griseldis» ist eine der *erluchten frowen*, die STEINHÖWEL *uß latin in tutsch* gebracht hat. Man kann den Text lateinisch und STEINHÖWEL-Deutsch am Schluß des Buches nachlesen.

Von diesem Text, den STEINHÖWEL kurz nach 1460 übersetzt hat, gibt es eine Reihe von Handschriften und – wir haben gerade GUTENBERGS epochemachende Erfindung

hinter uns – Drucken, die sogar bis ins Jahr 1628 reichen. Somit kann man von über 1½ Jahrhunderten bleibender Text-Verdeutschung reden; sicher ein gutes Zeichen für die zeitlose Übersetzertätigkeit des Ulmer Arztes. Schon diese äußere Beobachtung steckt einen Rahmen, in dem wir Qualität und Zeit abtasten können.

Der Verfasserin dieser Studie geht es nun darum, anhand aller Merkmale, welche die Handschriften und Drucke aufweisen, auf die Frage zuzusteuern, wer eigentlich die Abnehmer dieser Übersetzung waren. Oder anders ausgedrückt: für welches Lesepublikum schrieb STEINHÖWEL? Eine eminent literatursoziologische Frage, die auch typisch an dieser «Griseldis»-Überlieferung abzulesen ist: der hohe Adel (wir wissen das von der Pfalzgräfin MECHTHILD und ihrem Sohn, Graf EBERHARD IM BART von WÜRTEMBERG, aber auch vom badischen Markgrafen KARL), der mittlere und niedere Adel, die oberste Schicht des gebildeten Patriziats, und – noch gerade am Rande – die Stadtbürger. Oder um es anders auszudrücken: weder Handwerker noch Kleinbürger noch städtisches Proletariat bekamen solchen Lesestoff in die Hände. Sie waren von der «Rezeption» derartiger literarischer Dinge völlig ausgeschlossen.

Für unsere im weiteren Sinne schwäbische Heimat fällt bei dieser Untersuchung viel ab. Hätte die Verfasserin – und dies ist die einzige Einschränkung, die man ihrem Buch gegenüber machen muß – die genannten Personen aus dem Adel auch noch identifiziert, dann wäre ihr Bild noch farbiger und vollkommener geworden. Eine heute in Klosterneuburg befindliche Handschrift wurde von CONRAD BECK aus Mengen geschrieben für seinen Hausgebrauch. Dadurch, daß (wie so oft bei Handschriften) BECK und seine Nachfahren Familienereignisse, Reise-notizen u. ä. eingetragen haben, ergibt sich eine Art Familienchronik. Wenn man nun aus dieser Handschrift ebenfalls vernimmt, wer die Paten der BECKSchen Kinder waren, dann sieht man gleichsam den unaufhaltsamen Aufstieg des CONRAD BECK, denn da tauchen z. B. auf: ein Graf von HELFENSTEIN, der Truchseß HANS von WALDBURG, die Gräfin MARGARETHE von SONNENBERG, ein Graf und eine Gräfin KÖNIGSEGG und der Abt HEINRICH von Schussenried. HESS fragt leider nicht, wer diese Personen waren, was man von ihnen weiß. Der letztgenannte Abt von Schussenried, HEINRICH ÖSTERREICHER, übersetzte für Graf EBERHARD IM BART den römischen Agrarklassiker COLUMELLA. Hier scheinen doch sofort Querverbindungen auf, denn wir können uns vorstellen, wie BECK und Pate einmal abseits der familiären Ereignisse sich auch über literarische Fragen unterhalten haben. Alle genannten Adligen waren und sind mehr oder weniger profiliert faßbar. Man sieht daran, wie solche Überlieferungsnotizen Leben erhalten. Das ist nicht tote Literatur, sondern das steht auch heute noch mitten im geschichtlichen Leben.

Süddeutschland – von Augsburg über Ulm bis Straßburg – trägt STEINHÖWELS Übersetzung. Einen Einblick in diese Zeit vermittelt uns dieses nicht leicht lesbare, aber sehr anregende Buch der URSULA HESS.

Wolfgang Irtenkauf